



Joel Frahm? Da wird es nicht bei jedem unbedingt klingeln – obwohl ein paar Eingeweihte den Amerikaner für einen der besten und beseeltesten Tenorsaxofonisten seiner Generation halten. Dem 43-Jährigen wäre es zu wünschen, dass er endlich die Beachtung findet, die er schon lange verdient.

Text und Fotos: Ssirius W. Pakzad

## Joel Frahm **THE TRANSFORMER**

Solche Gigs gibt es heutzutage fast nicht mehr. Während der Jazzwoche im oberbayerischen Burghausen konnte der Tenorsaxofonist Joel Frahm als Teil des Johannes Mössinger New York Quartets an vier Tagen auf ein und derselben Bühne stehen. Jedes Jahr bucht die Festivalleitung eine feste Band für den Jazzkeller im Mautnerschloss. Diese Gruppe spielt meist ein oder zwei Sets allein und heißt dann zu später Stunde Einsteiger willkommen – oft schauen Musiker, die im Hauptprogramm spielen, auf eine Session vorbei. Die Geisterstunde war an diesem einen Abend im Spät-März 2014 längst vorbei, als sich plötzlich Joel Frahms Gesichtszüge merklich veränderten. Der New Yorker hatte nämlich gerade im Augenwinkel erfasst, dass sich der große Joe Lovano durch die dicht gedrängt stehenden Zuhörer auf die Bühne zubewegte – das Tenorsax im Anschlag. Pianist Johannes Mössinger und der prominente Gast einigten sich nach kurzer Absprache auf einen Standard und von da an dauerte es nur ein paar Takte, bis der

Mann, der fast den Status eines Saxofon-Gotts besitzt, seine ganze Klasse aufblitzen ließ. Zunächst wirkte sein Gegenüber Joel Frahm fast ein wenig eingeschüchtert, aber die Scheu wich ganz schnell der Inspiration. Es entwickelte sich ein saxofonistischer Dialog, der beinahe auf Augen- oder sagen wir besser Ohrenhöhe geführt wurde.

Bei einem sehr späten Frühstück am nächsten Tag steht Joel Frahm noch immer unter dem Einfluss des nächtlichen Ereignisses. „Was Joe so großartig macht, ist, dass er vom ersten gespielten Ton an eine Präsenz, eine Aura besitzt, der man sich nicht entziehen kann. Als er gestern zu uns stieß, änderte sich sofort die musikalische Richtung. So viel Charakter und Persönlichkeit muss man erst einmal mitbringen, damit so etwas geschehen kann. Es war eine Lebens- und Musik-Lektion für mich, dass jemand dank seines Wesens einerseits alles an sich riss und doch im Dienste der Musik blieb und selbstlos auf uns einging.“



Vielleicht hat sich Joel Frahm zu lange dem täglichen Überlebenskampf gestellt, um eine ähnliche Bühnen-Ausstrahlung zu entwickeln wie sein Vorbild Joe Lovano. Allerdings sieht er auch große Vorteile darin, meist als Dienstleister unterwegs zu sein. „Meine Generation ist vielleicht etwas anders gelagert – womöglich, weil heutzutage alles viel härter ist. Was mich betrifft: Ich musste stets äußerst flexibel bleiben und durfte nicht immer wählerisch sein. Ich war oft mit Situationen konfrontiert, die für mich nicht die leichtesten waren. Viele Musiker ziehen immer nur ihr Ding durch und spielen etwa ihr Leben lang nur traditionellen Jazz. Das ist völlig okay. Aber persönlich finde ich es viel interessanter, immer wieder nach einer neuen Form des Ausdrucks zu suchen, die sich oft durch eine ungewohnte musikalische Umgebung findet. Mich hat immer die Evolution des Sonny Rollins fasziniert – es ist spannend zu vergleichen, wie er sich etwa mit Miles Davis anhörte und dann später, als er mit Don Cherry musizierte. Don Cherry hat gewissermaßen neue Türen für Sonny aufgestoßen. Ich bewundere Musiker, die sich immer wieder in Situationen bringen, die ihren Geist erweitern.“

Joel Frahm hat selbst schon manche Transformation, manche Häutung durchgemacht. Wie Wandlungen funktionieren, hat er bei seinem ersten langfristigen Job in Erfahrung gebracht. Damals engagierte ihn der Schlagzeuger Matt Wilson für ein klavierloses Quartett, in dem der Altsaxofon und Bassklarinette spielende Andrew D'Angelo Joel Frahms Widerpart einnahm. „Als ich bei Matt Wilson anfang, war ich ein ganz straighter Bebop-Spieler. Ich versuchte, wie Johnny Griffin zu spielen oder wie Bird. Ich hatte zuvor

Unmengen an Soli transkribiert und mich dauernd mit einer bestimmten Sprache und dem dazugehörigen Vokabular befasst. Damals war ich nicht mehr als die Summe meiner Einflüsse. Schon bevor ich Teil von Matt Wilsons Quartett wurde, spielten wir viele Sessions zusammen, an denen Kaliber wie Dave Douglas oder Donny McCaslin teilnahmen. Matt schaffte es, gewaltige Räume zu öffnen und Kompositionen zu schreiben, die einen beim Improvisieren zwingen, gewohnte Pfade zu verlassen. Das war ganz schön aufregend, weil ich so etwas bisher nicht gemacht hatte. Mir öffnete das Augen und Ohren. Mit Matt auf Tour zu gehen, war ungeheuer lehrreich. Durch seine Musik änderte sich sogar die Art, wie ich Straight Ahead spielte.“

Anfangen hat der im Oktober 1970 in Wisconsin geborene Joel Frahm zunächst am Klavier. Dann kam das ultraschwer zu meisternde Fagott dazu. „Glaub mir, wer Fagottstunden durchlaufen hat, der hält Saxofonspielen fast für Betrug – so leicht fällt es einem im Vergleich.“ Mit 14 ist er zu dem Instrument gekommen, auf dem er seit Dekaden brilliert. An einer High School in Hartford, Connecticut, hatte er das Glück, in eine Jazzklasse gehen zu können – in der er übrigens den heute ruhmreichen Pianisten Brad Mehldau kennenlernte. „Wir haben uns in seinem Zimmer immer Jimi Hendrix, Frank Zappa oder Gentle Giant angehört“, erinnert sich Joel Frahm schmunzelnd. Vor zehn Jahren haben die beiden mit „Don't Explain“ (Palmetto Records) ein sehr schönes, intimes Duo-Album herausgebracht. Beide Musiker landeten natürlich in New York, wo Joel Frahm an der Manhattan School of Music seinen Abschluss machte und



sammelt man erst mal Rezepte und probiert Verschiedenes aus, lernt etwas über Warenkunde, über Gewürze und Zutaten, über Gemüse, Kräuter und Fleischsorten. Je mehr Erfahrungen zusammenkommen, desto sicherer wird man in der Küche. Und irgendwann kocht es sich von ganz allein, fliegen einem Zusammenstellungen für neue Gerichte nur so zu“, befindet der Chefkoch. Was Arbeitgebern wie Matt Wilson besonders schmeckte, waren nicht nur Joels Frahms Rezepte, sondern auch, wie er sie vortrug. „Matt Wilson hat mal etwas echt Nettes über mich gesagt. Er behauptete: Wenn Joel spielt, erzählt er immer eine Geschichte.“ Und hat sein einstiger Boss recht mit dieser Einschätzung? „Ich glaube schon. Ich versuche, meine Technik immer im Dienste der Story einzusetzen, die ich beim Musizieren erzählen will. Es ist leicht, sich auf Sachen zu verlassen, die man kennt. Viel schwieriger ist es, sich selbst zu überraschen – etwa mit einer Geschichte, deren Ausgang man nicht kennt und die man beim Musizieren erst entwickelt. Natürlich spielen wir alle für uns – aber Jazzmusiker sollten nicht vergessen, dass es ein Publikum gibt, dem man etwas mitteilen sollte. Es wäre albern, die Zuhörer mit gymnastischen Übungen auf dem Instrument verblüffen zu wollen. Das ist auf Dauer langweilig. Selbst Weltklassemusikern unterläuft es gelegentlich, dass sie nur mit Technik aufzutrumpfen versuchen. Dabei ist es viel nachhaltiger, wenn Musiker etwas erzählen, was die Fantasie ihres Publikums anregt.“

anschließend auf die aufregende Jazz-Szene der Stadt losgelassen wurde. Er verdiente sich mit Jobs bei David Berkman, Maynard Ferguson, Omer Avital, Jane Monheit oder im Village Vanguard Jazz Orchestra einen Teil seines Lebensunterhalts, musste aber leider auch oft Gigs annehmen, die musikalisch alles andere als befriedigend waren. Als er 28 Jahre alt war, ermöglichte ihm das Label Palmetto eine erste Aufnahme („Sorry, No Decaf“) unter eigenem Namen, der später fünf weitere folgen sollten (zuletzt erschien 2011 das Album „Live At Smalls“/ SmallsLive Records).

„Weißt du, erst heute habe ich das Gefühl, mich mit ganz kleinen Schritten in meiner Musik auf etwas Eigenes zuzubewegen, wohl auch, weil ich etwas mehr komponiere als früher. Ich kann mittlerweile akzeptieren, was ich spiele, und bin nicht mehr so überkritisch. Ich lasse es einfach aus meinem Horn fließen und hinterfrage mich nicht dauernd. Das ist ein großer Schritt für mich. Ich war ein solcher Perfektionist, dass ich mich ständig selbst ausbremste. Erst durch die Hilfe von Freunden und durch Therapie gelang es mir, beim Spielen wirklich Spaß zu haben. Der technische Teil des Spielens ist mir immer leicht gefallen“, sagt er mit einer Wegwerfbewegung, als wäre das Erlernen handwerklicher Fertigkeiten Pipifax. „Es ging immer um den Ausdruck. Und ich wusste lange nicht, wie ich mich in dieser Hinsicht verbessern konnte.“ Dabei war er schon als junger Kerl einer, dem man gerne zuhörte, einer, der wunderbar süffige Linien sowie manch überraschenden Schlenker spielte und einen Ton draufhatte, der viel Herz verriet. Joel hingegen war sich lange unsicher mit dem, was er auf dem Saxofon trieb. „Ich benutze immer die Analogie des Kochens. Als junger Mensch

Diese Lektion vermittelt Joel Frahm auch Schülern, die er privat unterrichtet oder in Meisterklassen und Workshops vor sich hat. „Ich habe da etwas, das ich mit meinen Studenten gerne mache: Ich nenne es die Charlie-Haden-Übung.“ Nun sollte man wissen, dass dieser Herr und legendäre Kontra-Bassist der König der Langsamkeit ist, ein Meister der Pause, der mit wenigen, sehr bewusst gesetzten Tönen eine ungeahnte Wirkung erzielt. „Meine Schüler sollen sich vorstellen, sie seien Charlie Haden, obwohl sie nun mal Saxofonisten sind. Das ist übrigens selbst für ältere, erfahrene Musiker eine gute Übung. Charlie Haden spielt immer mit einer unglaublichen Geduld, rückt beim Improvisieren immer nur ganz wenige Informationen heraus und wartet dann ab, was passiert. Er ist ein wirklicher Geschichtenerzähler, der seine Storys ganz ruhig vorträgt. Ich selbst spiele ganz anders, wenn ich mich in ihn hineinversetze. Ich verlasse dann meine Komfortzone, weil ich eigentlich ein eher quirliger Typ bin.“ Joel Frahm nutzt jede Gelegenheit, um nicht einzurasten und einzurosten. „Manchmal ermüdet es mich, was ich mache. Dann schimpfe ich mit mir: Mann, jetzt spielst du denselben Scheiß schon ein Jahr lang!“ Er lacht. „Immer wenn ich mich ertappe, zwingt mich das, meine musikalische Sprache neu zu erfinden. Aber man muss aufpassen: Sogar etwas Neues kann schnell wieder zum Klischee erstarren. Ich muss mir im übertragenen Sinne immer wieder den Wecker neu stellen. Ich muss aufwachen. Es ist so leicht, träge zu werden und einfach liegenzubleiben. Ich möchte jedoch keiner von denen sein, die sich bis an ihr Lebensende im selben Trott bewegen.“ ■